

PAUL JOSEF NARDINI
- der Mensch - der Priester - der Selige -

Hochwürdigster Herr Bischof,
Liebe Mitbrüder,
Liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im pastoralen Dienst unserer
Diözese,

in Ihrem Hirtenbrief zur Seligsprechung von Paul Josef Nardini haben Sie, hochwürdigster Herr Bischof, dargestellt, was in den letzten Monaten und Jahren geleistet wurde an geistlicher Vorbereitung auf dieses große und für unser Bistum erstmalige Ereignis, was in diesen Wochen und Tagen unmittelbar vor der Seligsprechung in unseren Dekanaten, Pfarreien und Einrichtungen geschieht, welche Gelegenheiten sich dazu anbieten und welche Hilfsmittel dafür zur Verfügung stehen. Durch Ihre Predigten, durch die Veröffentlichungen im Pilger, durch die Frühschichten der Jugend, durch die Nardini-Ausstellung und zuletzt durch das vor wenigen Tagen vom Archiv herausgebrachte Zusatzheft zur Diözesangeschichte ist alles Wichtige und viel Wegweisendes über Nardini's Leben und Wirken vermittelt worden. Es ist ein Glück für uns alle und ein Segen für unser Bistum, dass die Person und das Werk unseres Seligen nun so bekannt geworden sind. - Gerade das aber bringt mich heute in eine gewisse Schwierigkeit: Soll ich das Bekannte wiederholen, weil es wichtig ist? Dann, so fürchte ich, werde ich nicht viele Zuhörer haben, zumal zu dieser Tageszeit. Oder soll ich mich auf Nebenstraßen begeben und bisher Unbekanntes vortragen? Dann könnte ich mir den Vorwurf zuziehen, gerade das Wichtigste unerwähnt zu lassen. - Ich will versuchen, mich zwischen Skylla und Charybdis hindurch zu manövrieren, indem ich möglichst viel die Quellen sprechen lasse, Nardini selbst und die übrigen Akteure. Dadurch fehlt vielleicht der sprichwörtliche rote Faden in der Darstellung, aber möglicherweise vermitteln die vielen situativen Momentaufnahmen in ihrer Gesamtheit

ein lebendigeres Bild unseres Seligen als eine kontinuierliche Biographie. Die drei Untertitel "der Mensch - der Priester - der Selige" sind dabei nicht als Gliederungspunkte gedacht, sondern eher als drei wechselnde Kamera-Perspektiven, mit denen wir uns Paul Josef Nardini annähern wollen.

I.

An der Wiege von Paul Josef sah es ausgesprochen trist aus. Der Vater* stammte aus Norditalien, das damals unter österreichischer Verwaltung stand, möglicherweise aus Verona, hatte sich 1820 als Mitglied einer österreichischen Festungsbaukommission in Germersheim aufgehalten und war inzwischen spurlos verschwunden. Sobald von ihm die Rede ist, wird mit einer fraglosen Selbstverständlichkeit vorausgesetzt, dass er sich wegen der eingetretenen Schwangerschaft heimlich aus dem Staub gemacht habe. Nüchtern betrachtet ist das aber beim Militär kaum möglich; jeder Ortswechsel beruht auf einem Kommando, dem man sich zu fügen hat. Somit ist es durchaus denkbar, dass er von der Schwangerschaft noch gar nichts wusste, als er abkommandiert wurde, und auch nie etwas davon erfahren hat. Jedenfalls wird hier schon deutlich, dass man wachsam sein sollte gegenüber Vorurteilen und Klischees. Allerdings, der überlieferte Name "Major von Zocki" klingt doch sehr nach einem Spitznamen, zumal es eine Familie von Zocki in keinem Adelsregister gibt, und er könnte dazu gedient haben, einen der Spielleidenschaft verfallenen Hochstapler italienischer Herkunft zu charakterisieren. - Die Mutter, Margaretha Lichtenberger, war das einzige überlebende Kind aus vier früheren Ehen des Glasermeisters Peter Josef Lichtenberger. Aus seiner fünften Ehe, die er 1809 mit Katharina Margaretha geb. Crämer geschlossen hatte, gingen dann insgesamt 10 Kinder hervor. Als Paul Josef am 25. Juli 1821 geboren wurde, war seine Stief-Großmutter gerade mit dem 7. Kind schwanger.

Nach heutigen gesellschaftlichen Maßstäben und juristischen Kriterien war die Schwangerschaft der Margaretha Lichtenberger ein ausgesprochen klarer Fall von sozialer Indikation. Aber was für einen Seelsorger hätten Geinsheim und Pirmasens, hätte unser Bistum entbehren müssen, wie viel Hilfe und Segen wäre armen, kranken, alten Menschen und verlassenen Kindern vorenthalten geblieben, hätte Paul Josef nicht das Licht der Welt erblicken dürfen.

Der selige Paul Josef - ein Patron für Mütter in Not - für alleingelassene

Mütter - für Kinder, die unter ihrer ungeklärten Herkunft leiden - für Kinder, die eines Tages erfahren, dass sie ein anderer sind, als sie bisher dachten.

II.

In seinem lateinischen, vermutlich vor dem Empfang der niederen Weihen verfassten Lebenslauf schreibt Nardini zwar, dass er unehelich geboren und "von all den seinen verlassen und verachtet" gewesen sei, bevor er von der Schwester seines Großvaters Maria Barbara geborene Lichtenberger und deren Mann Josef Anton Nardini nicht förmlich adoptiert aber doch wie ein eigenes Kind angenommen wurde. Ansonsten aber fehlt in seinem ganzen Leben und in allen seinen Äußerungen jeglicher Hinweis, dass er jemals unter seiner Herkunft gelitten hätte. Die Gotteskindschaft war für ihn ein so fundamentales Datum und eine so bestimmende Realität, dass es sich nicht lohnte, der leiblichen Abstammung auch nur nachzusinnen. Im übrigen war Nardini ein Mensch, der stets ganz auf Zukunft ausgerichtet war und sich nie in der Vergangenheit erging. Deshalb konnte er auch später beim Aufbau seiner Werke und seines Ordens problemlos und zielstrebig mit Menschen zusammenarbeiten, die gestern noch seine Gründungen und Vorhaben diffamiert, sabotiert, belächelt oder behindert hatten, und gerade dadurch deren Wohlwollen und nach und nach sogar deren Unterstützung gewinnen (z.B. Regierungspräsident von Hohe, Landkommissär Beer, die protestantischen Repräsentanten im St. Johannis-Verein).

In seinem Leben fehlt aber nicht nur jeder Hinweis, dass er jemals unter seiner Herkunft gelitten hätte, es fehlt auch jeglicher Hinweis, dass er jemals unter seiner Herkunft zu leiden gehabt hätte d.h. in irgendeiner Form diskriminiert worden wäre. Im Gegenteil: er wurde gefördert durch Lehrer und Priester, durch Professoren und durch seinen Bischof, er ging später im Königs- und im Kaiserhaus ein und aus, geschätzt und mit Spenden unterstützt, er wurde mit diözesanen und mit staatlichen Aufgaben betraut. Das sei den ewig anklagenden Gesellschafts- und Kirchenkritikern klar und unmissverständlich in deren klischee- und vorurteilsvolles Stammbuch geschrieben.

Über das Verhältnis zu seiner leiblichen Mutter lässt sich kaum etwas erheben. Lediglich ein Brief zu Neujahr 1829 lässt Achtung und Liebe erkennen, auch wenn er für einen 7-Jährigen reichlich gestelzt , ja fast höfisch erscheint: "Liebe Mutter, ich kann das neu angetretene Jahr nicht besser anfangen, als indem ich Ihr all dasjenige zu gewähren <von Gott erbitte>, was zu ihrer zeitlichen und ewigen Glückseligkeit beitragen kann. Ich will keine umständliche Beschreibung von allem demjenigen was ich Ihr wünsche machen; das was ich Ihr soeben gesacht habe, begreift alles in sich. Mit diesen Gesinnungen verharre ich mit aller Kindesliebe, und bleibe Ihr Gehorsamster Sohn. Joseph. Germersheim den 1ten Jenner 1829."

III.

Seinen Pflegeeltern stellt er in seinem Lebenslauf das beste Zeugnis aus: sie hätten ihn "mit höchster Sorgfalt und Frömmigkeit erzogen". Gegen deren anfängliches Widerstreben besucht er ab 1834 die Lateinschule in Germersheim "wobei er kein anderes Ziel verfolgte, als sich ganz dem heiligen Dienst für Gott zu weihen" (Lebenslauf), ab 1838 das Gymnasium in Speyer. Als Bischof Johannes von Geissel 1840 das Bischöfliche Konvikt gründet, erhält Nardini sogleich die Aufnahme. Er gehört zum ersten Jahrgang und hat dem Alphabet entsprechend die Nr. 7 im Gesamtverzeichnis der Konvikturen. Am 18. August 1841 erhält er das Abitur - wie alle vorherigen Zeugnisse mit Auszeichnung. Auch wenn Nardini am Vorabend jubelnd in sein Tagebuch geschrieben hatte: "Laut singe mein Inneres dem Ewigen immerwährendes Lob, denn endlich ist einmal die ersehnte Stunde gekommen, in der ich von den Zwangsstunden des Gymnasiallebens befreit, auf ein neues schönes Feld der Wissenschaften treten kann. Mit einem Worte, das Absolutorium ist vollbracht" - viel änderte sich zunächst aber nicht.

Der Weg zum Priestertum war durch staatliche Vorschriften geregelt. An das Abitur schloss sich ein 2-jähriges Studium der Philosophie am Lyzeum in Speyer an, währenddessen man weiterhin im Konvikt wohnte, das ja auch Priesterseminar war. Es folgte ein zweijähriges Studium an einer staatlichen katholischen theologischen Fakultät oder einer kirchlichen theologischen Hochschule und schließlich noch ein pastorales Jahr in Speyer. Das Speyerer Lyzeum für das Studium der Philosophie war nichts weiter als eine Art Anhängsel des Gymnasiums. Die Professoren waren im Wesentlichen die Deutsch-, Latein- und Griechischlehrer des Gymnasiums. Im Unterschied zum konfessionell

katholischen Gymnasium war das Lyzeum aber eine simultane Bildungseinrichtung und der Rektor war immer Protestant. Wenngleich sich Bischof Geissel noch als Schulreferent mit dieser Regelung einverstanden erklärt hatte, so hegte man doch seitens des Bistums Argwohn gegen die dort gelehrt Philosophie und versuchte, sie in Repetitionen am Nachmittag im Konvikt zu ergänzen bzw. zu korrigieren. Eine markante Änderung seiner Lebenssituation trat für Nardini also erst ein, als er am 9. August 1843 das philosophische Abschlusszeugnis - wiederum mit Auszeichnung - erhielt und im darauf folgenden Herbst das Theologiestudium in München begann.

IV.

Zweieinhalb Jahre zuvor, zum neuen Jahr 1841 hatte Nardini`s Deutschlehrer seinen Schülern folgenden Gruß übermittelt: "Vor allem rat ich Ihnen allen insgesamt, keinen Tag vorbeigehen zu lassen, ohne dass Sie etwas aus Ihrem Kopfe auf Papier gebracht haben und das Sprichwort zu bedenken und wohl zu erwägen: nulla dies sine linea (...) denn der größte Teil von Ihnen kann sich noch nicht gehörig in seiner Sprache ausdrücken." Nardini folgte dem Rat und begann am 5. Januar ein Tagebuch. Die darin enthaltenen Aufzeichnungen geben uns Einblick in sein Inneres: Wir erfahren von seiner Gottverbundenheit und Frömmigkeit. Dabei ist ihm der innere Seelenfriede ein großer und heiliger Wert. Wenn er ihn hat, ist er mit Gott eins. Wenn er ihn nicht hat, forscht er selbstkritisch nach den Ursachen und sucht, sie zu beheben:

"Schon lange habe ich mein Tagebuch unterlassen (...). Da ich es nun wieder aufnahm, so will ich zuerst etwas über meinen geistigen Zustand seither berichten: Nach mehrmaliger innerer göttlicher Tröstung und reichlich belohnendem Frieden, aber auch nach mehreren inneren Kämpfen und ratlosen Geistesverwirrungen, nach sehr vielen fest gefassten Vorsätzen, die aber fast immer wider vereitelt wurden, bin ich endlich wieder zu einem festen Entschluss gekommen, immer mehr nach der wahren Weisheit zu streben, welche darin besteht, Gott immer mehr zu erkennen, ihm allein anzuhängen, an ihm allein Geschmack zu finden, kurz: ihm, der sich ganz für mich hingeeben, meine ganze Liebe, alle meine Jugendkraft zu weihen, um so im wahren Sinne mit seiner heiligen Gnade ein Brandopfer der göttlichen Liebe zu werden. Wie glücklich

wäre ich, wenn ich mich ganz in unendlicher Demut in sein heiliges Liebsfeuer aufzehren könnte. Doch ohne deine mächtige Gnade sind auch diese Vorsätze wirkungslos, deswegen gib mir deinen heiligen Geist, durch den allein ich mit dir, meinem Ausgang, meinem Ziel und Ende, meiner Vollendung wahrhaft vereint werde.“ (8. Juni 1842)

“Für meinen künftigen Lebensweg ist es einmal ausgemacht und festbegründet, dass Christus der Grund unseres Daseins und unseres Werdens und Fortdauerns ist und dass wir nur in Christus wahrhaft leben, von ihm getrennt aber nicht nur in einen Zwiespalt mit ihm, sondern auch mit uns wie mit der ganzen Schöpfung seiner Werke zerfallen und somit auf dem Weg zur ewigen Todesnacht uns befinden. So müssen wir notwendig, wenn wir uns selbst wahrhaft lieben, dahin streben, die Mitte aufzusuchen (...), in der Vereinigung mit dem wahren Leben, dem Quell alles Lebens zu verbleiben. Wo ist nun aber dieser Weg und welche sind die Mittel? Er selbst hat für uns objektive und subjektive Mittel in Bereitschaft gelegt. Jenes sind Gnadenschätze der Sakramente, diese sein Wille, den wir nur befolgen dürfen.“ (15. Juli 1842)

Eine entgleisten Schneeballschlacht am 13. Januar 1841, in der Nardini sich durch Angriffslust hervortat, hatte dem Subregens eine schwer blutende Wunde im Gesicht und am Auge, Nardini ein paar kaputte Stiefel und allen Beteiligten eine tiefe Zerstrittenheit eingebracht. In der Reflexion auf die Ursachen seiner daraus resultierenden inneren Unruhe erkennt Nardini, dass der innere Seelenfriede vor allem eine Sache des Maßes, der sich selbst auferlegten Mäßigung in allen Dingen ist, und er fasst den Vorsatz “nun niemals mehr die Grenzen (...) zu überschreiten und zu einer allenfallsigen Leidenschaft Anlass zu geben”. (13. Januar 1841) Noch vier Tage später klagt er : “Ja ich weiß gar nicht mehr, was ich machen soll, um mir den vorigen Seelenfrieden wieder zu erwerben (...). Will ich beten, so werde ich sogleich zerstreut, ja ich muss mich sogar oft zum Gebete zwingen; da doch dieses das alleinige Heilmittel meiner kranken Seele sein kann. Allein wie sich der Kranke gegen die ihm vom Arzt verordnete Arznei widersetzt, so widerstrebt auch meine Seele ihrer alleinigen Arznei, dem Gebete. Ja, es kam heute mit meinem inneren Kampfe oft so weit, dass er in eine Art Schwermut übergegangen zu sein schien. (...) Was würdest du tun, so drängt sich mir die Frage auf, wenn du wegen eines gewissen Vergehens, das dir zur Last gelegt würde (...) von Rechts wegen aus dem Gymnasium und dem Convikte entlassen würdest. Meine Antwort wäre: nach Hause zu gehen, verböte

mir mein Verhältnis zu meiner Mutter und ein tieferes sittliches Gefühl. Ich würde mich also aus meinem Vaterlande entfernen, dem Meere zuwandern, in so einen fremden Weltteil nach Afrika etwa zu begeben und dortend in die wildeste Einöde zu ziehen, um in Wahrheit mich ganz und gar meinem Herrn zu weihen und meine vielen Fehler zu büßen und zu sehen, ob ich vielleicht nicht hier den himmlischen Frieden finde.“ (17. Januar 1841)

Wir erfahren aus seinem Tagebuch, dass er am 19. März 1841 im Dom eine Fastenpredigt von Domvikar Hällmeyer über die Eucharistie und am Passionssonntag 1841 eine weitere von Domdekan Weis über die Priesterweihe hörte, die ihn beide sehr beeindruckten, ja gewissermaßen bestimmend wurden für sein Leben. Wir erfahren, dass er das Priesteramt vor allem darin sieht, “das hochheilige Opfer, den Leib und das Blut unseres ewigen Erlösers zum ewigen Gedächtnisse dem himmlischen Vater als reines wohlgefälliges Opfer darzubringen” und “den Gläubigen zum Empfang zu reichen”, die Taufe zu spenden, “zu segnen, zu weihen und zu heiligen”, ganz besonders aber auch darin, das Sakrament der Buße zu spenden. “Indem (...) dass Er Menschen eine solche Kraft, Sünden zu vergeben, gab, stellte sich mir die ganze Würde des Priestertums dar, dem ich mich auch einstens, so Gott mir diese Gnade verleiht, anzunehmen gesonnen bin.” (22. Januar, 19. und 29. März 1841) Mögen diese Äußerungen hinsichtlich ihrer sprachlichen Form uns heute auch sehr zeitgebunden erscheinen, so kann doch nicht der geringste Zweifel bestehen, dass sie existenziell echt und von der Person des Schreibers authentisch getragen sind, zumal diese Erwägungen immer anhand von konkret aufgetretenen Alltagssituation entwickelt werden (deren Darstellung ich mir hier aus Zeitgründen versagt habe).

Wir erfahren aus dem Tagebuch weiterhin, dass Nardini großes Interesse am Physikunterricht, besonders an der Elektrizitätslehre und an der Dampfmaschine, hatte; dass er von seinem Physiklehrer, dem berühmten Friedrich Magnus Schwerdt offenbar besonders geschätzt wurde und dass er sich auch mutig für elektrische Experimente zur Verfügung stellte, wo andere sich drückten (6. März, 20. April und 6. Mai 1841). Während der Ferien verwendete er seine Zeit auf das Erlernen von Sprachen: “Auch dachte ich heute abermals daran, meine wenige Zeit (...) so gut als möglich einzuteilen (...), wobei ich mich aber hier nach den Büchern richten muss, welche ich habe mitnehmen können, so dass ich in der Frühe Arabisch, Syrisch, nachmittags Englisch und abends

Deutsch treiben werde.” (19. September 1841) Das jährliche Faschingstreiben verabscheut er, engagiert sich aber mit größter Begeisterung für das Theaterstück, das am Faschingsdienstag im Konvikt aufgeführt wird. Im Jahre 1841 hatte man seit Wochen ein Stück geprobt “Doctor Martin Luther im Feuer”. Drei Tage vor Fasching verbietet der Direktor die Aufführung, mit Recht, wie Nardini anmerkt. Jetzt schlägt seine Stunde; innerhalb von zwei Tagen stellt er ein neues Stück auf die Beine, die Inszenierung, die Kulissen und alles, was dazugehört.

Der Wert eines möglichst umfangreichen Allgemeinwissens und die Kraft einer überzeugenden Sprache im Dienste der kirchlichen Verkündigung beschäftigen ihn immer wieder, und ein Kernsatz der 1968-er liegt der Sache nach schon bei Nardini vor: Wem es gelingt die Begriffe zu besetzen, der hat die Macht über das Denken, Werten und Wollen der Menschen. “Jeden Tag werde ich immer mehr überzeugt, welche Kraft das Wort (...) besitzt, wie es eindringt in alle Herzen und sie bewegt, erschüttert, erweicht, mit welcher Gewalt die kräftige Rede, ihr Inhalt mag sein, welcher er will, gleich einer Lockspeise aller Geister, wenn sie auch ihrem Gegenstande noch so abhold sind, anzieht. (...) Immer lebendiger schwebt mir der Vorteil, die Notwendigkeit vor Augen, dass ein Verkünder der Wahrheit (...) in einer der Religion so abholden Zeit die Menschen durch die äußere Form für den Inhalt gewinnen (...) müsse.” (27. September 1841)

Heiß diskutiert wurde damals die Frage, ob die Priesteramtskandidaten an einer staatlichen Fakultät oder an einer kirchlichen theologischen Hochschule studieren sollten. Nardini`s Bischof Nikolaus von Weis hielt die Fakultäten für “dünkelhaft und wenig heilsam, Minderbegabte verwirrend, da sie ihnen nicht die erforderlichen leicht fassbaren Mitteilungen zu machen imstande” seien. Nardini schreibt in seinem Tagebuch: “Der Vorteil (einer Hochschule In Speyer) wäre der, dass die Kosten für die in der Nähe und in Speyer wohnenden geringer wären (...), besonders aber dass die Pfalz gute Subregenten (...) erhielte. Dagegen ist, dass die Geistlichen von der übrigen gelehrten Welt dadurch zugleich getrennt würden und dass dann die Geistlichen keine allgemeine Bildung finden, nur einseitige erhielten, und dass sie von Erfahrung und Menschenkenntnis ganz entfernt wären.” Die Geistlichen haben nach seiner Auffassung zwei Aufgaben: erstens das Volk in der wahren Religion zu unterrichten und sie exemplarisch vorzuleben und zweitens “die gelehrten, verkehrten Herren durch die Macht der Gelehrsamkeit

und Beredsamkeit zu überzeugen". Für das erste ist eine Hochschule besser, für das zweite eine Fakultät. Aber die Fakultäten stellen eine moralische Gefahr dar, und ein gelehrter aber unmoralischer Geistlicher ist nun auch nicht überzeugend, weder für das Volk noch für die Gelehrten. Also doch lieber nur eine Hochschule? Gelehrt und moralisch gut, das wäre das Richtige. Und warum sollte das nicht beides möglich sein? Und so beschließt Nardini seine diesbezüglichen Erwägungen mit den Worten: "Derjenige, welcher wohl seinen Stand recht aufgefasst hat und nach der wahren Güte von Herzen strebt, der wird moralisch gut werden und wachsen, wo er will, mit Gottes Gnade also auch auf einer auswärtigen Universität." (1. Oktober 1841)

V.

Nardini wählt diesen Weg, denn er sieht es als seine persönliche Berufung an, nicht nur das Volk in der wahren Religion zu unterrichten, sondern auch die gelehrten, verkehrten Herren durch die Macht der Gelehrsamkeit und Beredsamkeit zu überzeugen. Mit Beginn des Wintersemesters 1843/44 nimmt er das Theologiestudium in München auf. Er wohnt privat in der Türkenstraße 52, nie im Seminar. Sein Beichtvater ist Daniel Bonifatius Haneberg, zugleich sein Professor für Exegese AT. Unter seinen Professoren sind ferner Ignaz Döllinger für Kirchengeschichte und für Exegese NT der mit dem Speyerer Bischof eng befreundete Franz Xaver Reithmayr, der in einem Brief vom 2. August 1845 an den Speyerer Bischof über Nardini schreibt: "Er ist das schönste Muster eines Kandidaten gewesen in jedem Betracht. Er war geliebt und ausgezeichnet von allen seinen Professoren (...) Sein Einfluss auf die anderen (...) war unverkennbar, obgleich, scheint es, mehr sein Beispiel sie hinriss als ausdrückliche Ermahnung. Er wird einst die Zierde seiner Diözese sein, besonders auch darum recht heilsam wirken können, weil nicht die geringste Härte an ihm stört, dafür die gediegenste Freundlichkeit und Liebe zu ihm hinzieht." Auf Bitten von Professor Reithmayr gestattet der Bischof Nardini die Promotion. Das Thema seiner leider nicht mehr erhaltenen Arbeit lautete "Die Dämonen des Neuen Testamentes" - vielleicht in Erinnerung an einen Vorfall im Konvikt, der Nardini, wie sein Tagebuch zeigt, stark beschäftigte und mit dem er nie so richtig fertig wurde:

Mit einem Mitschüler, der wegen seiner Frömmigkeit schon den Spitznamen "der Pfarrer" hatte, gingen plötzlich eigenartige Dinge vor: Er las Autoren, die er zuvor mit voller Kehle als Heiden verdammt hatte,

weigerte sich, zur Kommunion zu gehen, rühmte sich, im Beichtstuhl Possen getrieben zu haben, brach unmotiviert in Gelächter aus, hatte einen Blick, dass es Nardini schauderte, warf die Bibel in die Ecke und zweifelte an den heiligsten Religionsgeheimnissen. Abends im Schlafsaal schrie er "Ich bin ja in der Hölle. Seht ihr da diesen Teufel stehen?" Als der Arzt ihm riet, er solle für einige Zeit zu seinen Eltern gehen, weigerte er sich, sagte dann aber nach kurzem Bedenken, dass er von sich aus das Konvikt verlasse und in Landau eine Wohnung nehme. (8. März 1841) Wenngleich Nardini anmerkt, ein Spaziergang und kalte Umschläge hätten sich etwas mildernd ausgewirkt, so betrachtete er den Vorgang doch als einen Fall von Besessenheit.

Während er in allen Fächern der Theologie, wie gewohnt, beste Noten erhalten hat, wird ihm die Doktorarbeit zunächst wieder zurückgegeben. Das Urteil der drei Professoren Reithmayr, Döllinger und Dirnberger lautet: "Die Thesen sind so nachlässig und nicht selten in so fehlerhaftem barbarischem Latein entworfen, dass sie vor allem einer genauen Revision und Correction bedürfen." Die überarbeitete Fassung wurde angenommen und nachdem Nardini am 25. Juli 1846, seinem 25. Geburtstag die öffentliche Disputation mit der besten Note bestanden hatte, wurde er zum Doktor der Theologie promoviert. Die niederen Weihen und das Subdiakonat hatte er am 5. und 6. Juni durch den Münchener Nuntius in der Nuntiaturkapelle erhalten. Das Pastoraljahr in Speyer wurde ihm offenbar erlassen. Am 11. August wurde er in der Speyerer Seminarkirche St. Ludwig zum Diakon und am 22. August 1846 im Speyerer Dom zum Priester geweiht.

VI.

Zwei Tage danach wird ihm die Kaplanstelle in Frankenthal übertragen. Aber Nardini erkrankt. Am 6. Oktober erst schreibt er nach Speyer: "Der Unterzeichnete teilt hiermit dem Hochwürdigsten Ordinariat (...) mit, dass er in Folge bedenklicher Zerrüttungen in seiner Brust sein Eintreten in die ihm angewiesene Stellung bis zum 3. Oktober verschieben musste." Schon am 26. November erhält er die Nachricht, dass er als Präfekt im Konvikt vorgesehen sei und sich tunlichst bald dazu einfinden solle. Die am 1. Dezember ausgefertigte bischöfliche Ernennungsurkunde nimmt er

am 5. Januar 1847 entgegen. Nardini nutzte seine neue Stelle für eine umfassende Predigtstätigkeit in den umliegenden Orten. Er will die Glaubenswahrheiten verkünden und die Rechte der katholischen Kirche gegen die staatlichen Übergriffe verteidigen.

Dann kam das Revolutionsjahr 1848. Die ursprünglich freiheitlich, bürgerlich, vaterländisch orientierte Revolution entartete mit wachsender politischer Erfolglosigkeit besonders in Baden und in der Pfalz immer mehr zu einer antikatholischen Gewaltkampagne. Etwa 40 Diözesanpriester konnten, zum Teil erst nach schweren Misshandlungen, nur durch die Flucht ihr Leben retten. Auch der Bischof selbst war auf der Firmreise eine ganze Nacht lang im Hambacher Pfarrhaus der Belagerung, Bedrohung und Beschimpfung ausgesetzt und in Speyer wurde ihm durch die revolutionäre Stadtverwaltung die standrechtliche Erschießung angedroht, falls er sich der Einziehung zur revolutionären Speyerer Bürgerwehr widersetzen sollte. Die Ereignisse lehrten die katholische Kirche, wie wichtig es inzwischen geworden war, sich gesellschaftlich zu formieren, sein gesellschaftliches Gewicht erst einmal zu erkennen und dann auch in die Waagschale zu werfen. Sie gaben der katholischen Kirche ein neues Selbstbewusstsein. War man nicht von allen namhaften Institutionen am unbeschädigtsten aus der Revolution herausgekommen? Hatte nicht die staatliche Ordnung vorwiegend der Besonnenheit und Königstreue der Katholiken ihr Überleben zu verdanken? Das war nun die Stunde, in der die gebührende Freiheit der Kirche von der staatlichen Bevormundung eingefordert werden sollte.

Die 60 katholischen Abgeordneten der Paulskirche trafen sich vom 3. bis 5. Oktober 1848 in Mainz und gründeten einen Verein mit der erwähnten Zielsetzung. Nach dem regierenden Papst Pius IX. nannten sie ihn Piusverein. Der badische Abgeordnete Freiherr von Buss legte auf der Heimfahrt am 11. Oktober 1848 einen Halt in Schifferstadt ein und rief dort zur Gründung von Zweigvereinen auf. Unter den Anwesenden war auch Nardini. Er war hell begeistert von dieser Idee, entsprach sie doch genau dem, was er schon immer vorhatte: eine katholische Kirche in Deutschland, die nicht länger von Intelligenz und Politik belächelt und verachtet und selbst in katholischen Staaten immer den Protestanten nachgeordnet der Trottler der Gesellschaft sein sollte, sondern in Zukunft eine anerkannte und geachtete und wenn es sein musste durchaus auch einmal eine von ihren Gegnern gefürchtete gesellschaftliche Kraft. Nardini bereiste unablässig die Diözese und konnte in wenigen Wochen

20 Zweigvereine gründen. Er gehörte zu der Abordnung, die dem Bischof die diözesanen Statuten des Vereins am 15. März 1849 zur Unterschrift vorlegte. Aber schon zwei Jahre später, ab 1851, sind keine Aktivitäten der Piusvereine im Bistum mehr feststellbar. Die politische Lage hatte sich beruhigt, der gesellschaftspolitische Eifer der Katholiken auch, und Nardini selbst hatte genau von diesem Jahr ab andere Sorgen. Und vielleicht hatte Nardini recht, als er später im Zusammenhang mit seiner Ordensgründung dem Bischof schrieb, dass gegenüber "einer protestantischen Regierungsclique, die alle wichtigen Referate der Regierung in die Hände genommen und systematisch jede katholische Lebensader zu unterbinden versucht, unsere Katholiken nur leere Nieten" sind (11. Januar 1855)

Bei der Gründung des Piusvereins in Bellheim "gewann er die Zuneigung der dortigen Pfarrgenossen in solchem Grade, dass dieselben im August 1849 die Gnade des Königs anflehten, um ihn als Pfarrer zu erhalten." (Remling II, 216) Das Ordinariat lehnte jedoch ab, weil es auch ältere Bewerber gab. Das diesbezügliche Schreiben an die Regierung enthält einen Abschnitt, der uns heute aufhorchen lässt: "Wenn die Pfarrgemeinde in ihrer Vorstellung vom 24. August sich beklagt und seitdem durch einen benachbarten Pfarrer administriert wurde, so bringt dieselbe von ihrem Standpunkt aus nicht in Anschlag, dass eben diese Pfarrstelle 32 Jahre lang mit einem rüstigen und tätigen Seelsorger ununterbrochen besetzt gewesen ist, ein günstiges Los, welches sie nur mit zwei Pfarreien des Bistums teilt, während alle übrigen Pfarreien während dieses Zeitraums bei dem Mangel an Seelsorgegeistlichen eine Administration sich gefallen lassen mussten."

"Da sich Nardini im Knabenseminare beim größten Eifer für das Wohl der Zöglinge dennoch allzu beweglich und nachsichtig erwies, wurde ihm am 11. April 1850 die Verwaltung der Pfarrei Geinsheim übertragen." (Remling II,216) Im Ernennungsschreiben wird erwähnt, dass der "dortige Priester Anton Binder (...) als untauglich zur Führung des Pfarramtes und der Seelsorge erklärt worden und ihm keine weitere priesterliche Verrichtung als das Lesen der Heiligen Messe ferner gestattet ist." Nardini berichtet nach ein paar Monaten (6. November 1850) an das Ordinariat, dass es "nur einer gewissenhaften, umsichtigen Seelsorge, einem rastlosen Eifer und einer vollen männlichen Geistes- und Leibeskraft gelingen könnte, die Pfarrei nach Jahren in einen annehmbaren Normalzustand zu erheben." Aber schon drei Tage später (9. November 1850), als Pfarrer Binder ganz seines Amtes enthoben

ist, bewirbt sich Nardini auf die Pfarrei mit der Begründung, es ließe sich wohl nicht erwarten, dass sich ein älterer Geistlicher bewerbe, da ja noch die Mitverwaltung des zu Fuß eine dreiviertel Stunde entfernten Böbingen dazugehöre, und sowohl der Zustand wie auch die Erträgnisse der Pfarrei seien ja nicht gerade so, dass man ihm seine Bewerbung als Anmaßung auslegen könnte. Doch hat auch diese Bewerbung keinen Erfolg. Pfarrer von Geinsheim wird der bisherige Pfarrer von Pirmasens, Stephan Lorenz, der 1849 von den Revolutionären in Pirmasens schwer misshandelt, verkleidet über die französische Grenze nach Walschbrunn geflüchtet war und so traumatisiert ist, dass er nicht nach Pirmasens zurückgehen kann. Offenbar blieb aber der Stellenwechsel doch noch Monate lang in der Schwebe, denn Nardini verbleibt noch den ganzen Winter über in Geinsheim.

Mit Schreiben vom 1. März 1851 wenden sich 122 Mütter und 170 weitere Personen von Geinsheim an den Bischof mit der Bitte, ihnen Nardini als Seelsorger zu belassen. Der Brief ist voller Schreibfehler, aber wirklich rührend, zugleich aber auch ein Meisterstück theologischer Diplomatie: "Hochwürdigster Herr Bischof! Bittet und ihr werdet erhalten, klopfet an und es wird euch aufgethan. Im vertrauen auf diese Worte des Lieben Heilandes, kommen sämtliche unterzeichnete im Namen und unter dem Schutze der Heiligen Jungfrau, unserer Patronin und Mutter, wir, die Mitter der Gemeinde Geinsheim, mit einer Bitte vor Sie, Hochwürdigster Herr Bischof, und werden wie jene Frau im Evangelium in ihrem Flehen nicht nachlassen bis sie das Herz ihres geliebten Vatters erweigt und ihre Bitte erhörung gefunden. Die darin besteht, dass ihr der Seelsorger Herr Nardini, den Sie, gelibter Vatter, vor einem Jahr in unsere seit 28 Jahren verlass`ne Gemeinde geschickt haben, auch als Pfarrer gelassen werde. Denn wir haben ihn als einen Guten Hirten erkant und Er kann wie der Heiland sagen, ich kenne meine Schafe und sie kennen mich, ich rufe sie bei ihrem Namen und sie folgen meiner Stimme. Und wir sind ihr schon bisher gefolgt! unsere Männer, Junglinen Jungfrauen und Kinder, wir alle haben seine Stimme vernommen und gehorsammen ihr so bereitwillig. Mit heiliger Freude müssen wir aussprägen, dass er der Fihrer, der im Namen Jesu und Maria seine Schäflein auf Gute Weide fürt bis Himmelan in die Ewigkeit. Unsere Männer sind ganz umgeändert, unsere Kinder sind neu geboren, wir alle haben jetzt das rechte Licht erhalten, ein Samen Korn ist ausgestreit und damit diesen eine Himmliche Ernte entgegen reife, bitten wir Sie alle Fusfällig, nicht um Gold und Silber, nur um uns den bishärigen Sämman zulassen. Wir flähen Sie an, Geliebter Vatter, im Namen Jesu und Maria durch deren fürbit noch keine Bitte

unerhört geblieben, die versicherung gibt uns der Heilige Bernhardus und nach dieser versicherung und alzeitigen Bewährung bittet die ganze Gemeinde zum Himmel, dass ihr Bischof dadurch seinen Sägen erteilen möge, dass er derselben ihren bisherrigen Sägensreigen Seelsorger als Pfarrer schänken möge und so den Friede des Himmels und der Erde vollkommen mache.”

Aus einem zweiten Brief vom 6. März geht hervor, dass die Geinsheimer inzwischen auch eine Art Protestmarsch nach Speyer gemacht haben, denn dem Bischof wird gedroht: “Die große Anzahl unserer Bürger ist jeden Tag im Begriff, nochmals nach Speyer zu ziehen.” Dieser zweite Brief zieht alle Register und gipfelt in dem Satz: “sollte unser Hochwürdiger Herr Pfarrer Docktor Nadiene von uns Entfremdet werden, so Glauben wir nicht, dass es ein Gott gibt, den wir haben beinahe dreißig Jahr in der Fünsterniß Gewandelt und nicht gewußt, was Rechts oder Links ist. (...) Und sollten wir durch einen andern Hirt wieder ins verderben aus dem Licht geführt werden, (...) So wird der Große Richter es denen Vergelten, die Ihren Guten Seelen Hirten von ihnen Entführt Haben.”

Ein dritter Brief vom 1. April 1851 beginnt mit den Worten: “Sollte es wohl möglich sein, dass Ihre Bischöfliche gnaden den getreuen Christen (...) ihr Väterliches Herz so gänzlich verschliesen können. (...) Wir glauben unbezweifelt, dass wenn der Heiland selbst in Menschlicher gestalt hier auf Erden zugegen wäre, er schon längst mit Freuden ihre Bitten gestattet hätte.” Und fährt dann fort: “Sucht man nicht durch hohe gelehrte Männer oder Missionäre das Christenthum in weite fremde Länder unter das Heidenthum zu verbreiten. (...) Ist denn die Gemeinde Geinsheim schon ganz gebildet? (...) Von wem wird der Herr des Himmels einst jene Seelen fordern, welche schon so viele Bitten und Flehen zu den Füßen Ihero Bischöfliche Gnaden getragen haben, aber ohne (...) Erbarmen zurückgewiesen, indem man ihnen einen Geistlichen geben wird, wo man ja schon zum Voraus weis, dass sich hieraus keine Besserung des Glaubens, vielmehr der Untergang vieler Menschen in das Ewige Verderben entspringen wird.”

Remling bemerkt dazu (ibid.): ”In eigener Weise wendeten sich fast sämtliche Frauen von Geinsheim an den Oberhirten - Barbara Schwarz war dabei besonders thätig - damit der junge, eifrige, liebgewonnene Priester ihnen nicht entzogen werde. Als diese Bitte nichts fruchtete, ließen es die Bittstellerinnen selbst an Drohungen nicht fehlen, was

keinen guten Geist offenbarte und namentlich dem wirklichen Pfarrer Lorenz viele Tage verbitterte und Nardini manchen Tadel bei seinen Mitbrüdern zuzog.“ Bereits am 17. Februar 1851 war Nardini die Verwaltung der Pfarrei Pirmasens übertragen worden mit der Anweisung, “in kürzester Zeitfrist nach Pirmasens sich zu begeben“. Gleichzeitig wurde ihm diesmal die Verleihung der Pfarrei in Aussicht gestellt. Aber erst am 7. Mai traf Nardini in Pirmasens ein. Nachdem die königliche Genehmigung eingetroffen war, wurde er am 12. Juni zum Pfarrer von Pirmasens ernannt.

VII.

In welchem pastoralen Zustand Nardini die Pfarrei Pirmasens vorfand, wissen wir - im Unterschied zu Geinsheim - nicht. Zwar waren es noch keine 9 Jahre her, dass sein Vor-Vorgänger Johann Michael Schang im Rufe der Heiligkeit gestorben war. Dieser hatte sich bemüht, durch Volksmissionen, die er zusammen mit seinen benachbarten Mitbrüdern jährlich hielt, das religiöse Leben, das nach der französischen Revolution und den napoleonischen Kriegen daniederlag, wieder aufzurichten; und mit viel Mühe und geliehenem Geld hatte er eine bescheidene Kirche errichten können. In einer zeitgenössischen Quelle (Eucharius, 16.03.1862) heißt es über ihn: “Sich seiner Aufgabe bewusst, ging er unablässig mit Eifer und Umsicht an die Lösung derselben <der Sorgen aller Art>. Das gelang ihm auch so viel und so weit, als es unter den gegebenen Verhältnissen seiner Zeit gelingen konnte.“ Diese Einschränkung deutet wohl zart darauf hin, dass seine pastoralen Erfolge in Pirmasens letztendlich nicht allzu üppig waren. Auch die Ausstattung der Kirche war erbärmlich geblieben.

Als erstes schafft Nardini eine Glocke an. Am 19. Februar 1854 schreibt er an seinen Bischof: “Auch in meiner Kirche habe ich endlich ein ewiges Licht (das erste dahier) im Wert von 30 Gulden von Geinsheim zum Geschenk erhalten, und der Jungfrauenbund hat eine sehr schöne Bundesfahne zu 80 Gulden der Kirche gekauft und ein neuer Beichtstuhl wird eben von denselben besorgt. Gott hilft sehr.“ Im gleichen Jahr errichtet er zwei Seitenaltäre zu Ehren der Unbefleckten Empfängnis und des hl. Josef. Am 3. März 1857 bittet er das Ordinariat um die Ausstellung eines Armutszeugnisses und mit diesem ausgestattet reist er nach München, wo er einen “Verein zur Anbetung des Allerheiligsten Altarsakramentes und zur Unterstützung armer Kirchen“ ausfindig gemacht hat. Von dort erhält er ein Messbuch und einige liturgische

Gewänder sowie Ministrantenkleider. Später sorgten dann die Schwestern für die weitere Ausstattung mit Paramenten. Außerdem lässt er einen Kreuzweg anfertigen: auf Leinen gemalte Bilder, die ohne Rahmen einfach auf Pappe aufgezogen waren. Das Geld dafür hatten die katholischen Soldaten der Garnison gesammelt. Für 700 Gulden lässt er die von seinem unmittelbaren Vorgänger angeschaffte Orgel um ein zweites Manual erweitern. Nach und nach gelingt es Nardini, seine Pfarrkirche angemessen auszustatten. Anlässlich der Firmung in Pirmasens am 12. August 1859 äußerte der Bischof, "dass die Pfarrkirche in Pirmasens ganz würdevoll hergerichtet, jetzt zu den schönsten der Diözese gehöre, und es sei schön, dass die Tochterkirchen der Mutterkirche, welche eine der schönsten Kirchen der katholischen Christenheit sei, ähnlich zu werden sich bestreben." (Pilger 27. August 1859)

Ich habe die Bemühungen Nardini`s um seine Pfarrkirche mit Bedacht an den Anfang seiner Pirmasenser Zeit gestellt, denn die Pfarrkirche war für ihn Ausgangspunkt, Zentrum und Kraftquelle aller seiner übrigen Tätigkeiten und gewissermaßen auch das Endziel, denn durch die leiblichen Werke der Barmherzigkeit und die Bekämpfung der Armut wollte er nicht primär - wie das für uns heutzutage selbstverständlich erscheint - einfachhin die Lebensqualität der Menschen heben, sondern er wollte die Hindernisse beseitigen, die dem Empfang und der Ausübung der geistigen Werke der Barmherzigkeit, der Gnade und der göttlichen Berufung auf Grund von Armut und Unwissenheit entgegenstanden. Er erkannte in den Armen Gottes Ebenbild und bekämpfte die Armut, damit die Armen nicht mehr gehindert sein sollten, sich selbst als Gottes Ebenbild zu erkennen. Gleichzeitig wollte er auch dem aufkommenden Kommunismus entgegentreten, der - so könnte man Nardini`s Position diesbezüglich zusammenfassen - den Menschen die Gotteskindschaft nehmen und die Armut lassen wird.

Sein erstes großes pastorales Vorhaben war eine Volksmission durch Jesuiten im Jahre 1852. Aber ähnlich wie in Speyer, wo der Bischof das selbe wünschte, vereitelte die Regierung diesen Plan mit der Begründung, die Jesuiten hätten nicht die Qualität eines in Bayern rezipierten Ordens. Das Vorhaben konnte erst später, vom 16. bis 30 Januar 1853, verwirklicht werden und entgegen den Befürchtungen der staatlichen Obrigkeit haben die Jesuiten ganz wesentlich zu einer Entspannung zwischen Protestanten und Katholiken beigetragen.

Es ginge zu weit, alle seine pastoralen Maßnahmen aufzulisten. Grundsätzlich lässt sich sagen: Für die Festlichkeit der Liturgie war ihm nichts zu viel und erstaunlicherweise auch nichts zu teuer. Jede erdenkliche Möglichkeit zu Predigt, Katechese und Unterricht nützte er in einem Ausmaß und mit einer zeitlichen Ausdehnung, wie uns das heute kaum noch vorstellbar ist. Neben der Ordensgründung führte er etwa 10 Vereine ein in seiner Pfarrei; damit wollte er nicht nur die individuelle Frömmigkeit fördern und die soziale Not und wirtschaftliche Armut beheben, sondern durch die Heranbildung von betenden, praktizierenden und zugleich wissenden und verantwortungsbereiten Christen das Ansehen der Katholiken in der Gesellschaft und bei den Behörden verbessern und katholisches Gedankengut in der Gesellschaft dauerhaft verankern.

Mitte seines Lebens war die Eucharistie, die Feier der Eucharistie und - zeitlich noch viel ausgedehnter - die Verehrung der Eucharistie. Geschätzt war er auch im weiten Umkreis als Beichtvater wegen seines inneren Reichtums an geistlichem Leben und seiner Herzensgüte. "Beichtstuhl und Kanzel waren vorzugsweise die Stätten seiner rastlosen Tätigkeit. Zufolge seines Talentes und geübt durch Gebet und Betrachtung war er Meister der geistlichen Rede und wenige Augenblicke der Sammlung genügten ihm, um darauf die Kanzel zu besteigen und seine Zuhörer durch einen lebhaften und zündenden Vortrag hinzureißen." So berichtet die Pfarrchronik. Doch weiß der Schreiber offenbar nicht, dass Nardini seine Predigten minutiös vorbereitet und in der Regel vollständig niedergeschrieben hatte, bevor ihm wenige Augenblicke der Sammlung genügten, um die Kanzel zu besteigen.

Zu nennen ist auch die Wiederbelebung der Verehrung des hl. Pirminius, die er mit der Aufstellung einer Statue des Heiligen von Gottfried Renn am 15. Juli 1860 besiegelte. Am gleichen Tag übertrug er eine Reliquie des Heiligen, die er aus Innsbruck mitgebracht hatte, in die Pfarrkirche. Er betrachtete diese Feier als Abschluss der Wiederherstellung seiner Pfarrei und als geistige Wiederherstellung von Pirmasens nach Reformation und Revolution. Er plante auch, eine gut lesbare, volkstümliche, aber historisch getreue Biografie des Heiligen zu schreiben und hatte dafür schon viel Material gesammelt, doch sein früher Tod hinderte ihn an diesem Werk. Obwohl er die franziskanischen Heiligen vor allen verehrte und Mitglied des 3. Ordens geworden war, versuchte er auch eine Umwidmung seiner Pfarrkirche vom hl. Antonius

auf den hl. Pirminius, was jedoch an der Kompliziertheit der kirchenrechtlichen Prozedur, wie auch am Widerstand der staatlichen Behörden scheiterte.

Schon am 24. Mai 1853 hatte er seinem Vor-Vorgänger Schang ein Denkmal gesetzt, für das er seit Beginn seiner Amtszeit Geld gesammelt hatte. In der Woche vor der Feier hatte er das Grab von Schang öffnen und das Haupt entnehmen lassen, das er zur Verehrung in der Kirche aufstellte. Der Pilger vom 3. Juni 1853 berichtet darüber: "Viele von den Beichtkindern des Verstorbenen hatten auch auf diesen Tag die hl. Kommunion empfangen und nach dem feierlichen Requiem blieb die Kirche noch lange gefüllt und alles drängte sich vor an die Tumba, denn hier war, was zur Hebung der Feierlichkeit nicht wenig beitrug, das mit Lorbeeren bekränzte Haupt aufgestellt (....), das so oft im Leben Worte der Belehrung und des Trostes zu ihnen gesprochen."

Besondere Erwähnung verdient noch die Fronleichnamsprozession. Schon im Konvikt hatte Nardini jährlich vor Fronleichnam gefastet und Opfer gebracht für gutes Wetter an Fronleichnam. Für ihn war die Prozession nicht nur die höchste Form der Verehrung des Allerhöchsten, die jede Mühe und jeden Aufwand rechtfertigte, sondern gleichzeitig auch die Möglichkeit, sich als religiöse Minderheit öffentlich Geltung zu verschaffen. Nach seiner Auffassung sollte sich deshalb "die Prozession nicht nur verstohlen hinten herumdrücken, sondern als offenes und freies Glaubensbekenntnis vor den Augen der ganzen Stadt auch deren Zentrum und vornehmste Straßen durchschreiten" (Pfarrchronik). Jahrelang wurde die Fronleichnamfeier durch die Protestanten massiv gestört. Nardini schrieb am 16. Juni 1857 an das Bischöfliche Ordinariat: "Seit sechs Jahren meiner Pfarrverwaltung verstoßen die Protestanten in Pirmasens gegen die gesetzlich gebotene Toleranz und verletzen das religiöse Gefühl der Katholiken tief. Bisher geschah es jedes Jahr, dass die Protestanten von Pimasens zum größten Teil ihren öffentlichen Geschäften der lärmendsten störendsten Art nachgingen und dies auch in unmittelbarer Nähe der katholischen Kirche und sogar während des Gottesdienstes. Die Schmiede treiben auf offener Straße ihr Geschäft; es wird gedroschen ... Dünger gefahren." Das alles sei auch ein Verstoß gegen die staatlichen Gesetze. Deshalb habe er sich bei Bürgermeister Diehl beschwert, aber ohne Wirkung. Was Nardini nicht wusste: Der Polizeikommissär Beer, selbst Protestant, berichtete am 17. Juni 1857 an die königliche Behörde in Zweibrücken, dass sich die Störungen der

Prozession durch außerordentliche Rohheit auszeichnen und dass manche Bürger für die Störung der Prozession von protestantischen Auftraggebern bezahlt werden. Deshalb habe er eine strafbewehrte Anordnung erlassen zum Schutz der Fronleichnamsprozession. Bürgermeister Diehl habe sie jedoch der Stadtverwaltung gegenüber als "ungeeignete Bekanntmachung" bezeichnet, ihren öffentlichen Anschlag in jedem einzelnen Fall von seiner persönlichen Erlaubnis abhängig gemacht und vor allem die Strafandrohung zu veröffentlichen verboten. Doch war 1857 das letzte Jahr der Störungen. Ab 1858 war es plötzlich anders, ein Grund dafür ist nicht zu erkennen. Im Pilger vom 3. Juni 1858 berichtet Nardini, dass die Prozession in Pirmasens mit einer noch nie vorher gesehenen Teilnahme in der schönsten Ordnung (...) durch die ganze Länge der Stadt abgehalten wurde. "Es war dies ein feierlich erhebendes Bekenntnis unseres heiligen katholischen Glaubens, das die ganze protestantische Bevölkerung unserer Stadt mit achtungsvollem Anstand respektierte."

VIII.

Schon im Juli 1852, also gerade 1 Jahr nach seinem Amtsantritt in Pirmasens, war Nardini von der Regierung zum Schulinspektor des Kantons Pirmasens ernannt worden. Dieses Amt betraf nicht nur den Religionsunterricht und die Religionslehrer, sondern beinhaltete die Aufsicht über alle Lehrkräfte und alle Fächer in den katholischen Konfessionsschulen des Bezirks. Aus einem Schreiben der Regierung an das Bischöfliche Ordinariat vom 18. März 1851 geht hervor, welche Aufgaben der Schulinspektor hatte: "... der Pfarrgeistlichkeit mit allem Nachdruck einzuschärfen, den Religionsunterricht regelmäßig und ohne Unterbrechung in den Schulen zu erteilen" ... "mit allem Eifer, mit verständiger Umsicht, aber auch da wo es gilt mit schonungsloser Strenge den königlichen Distriktschulinspektionen in die Hände zu arbeiten" ... "mit aufopferungsfähiger Tätigkeit die königliche Landesstelle in ihren Anstrengungen zu unterstützen, <weil ansonsten> das christliche Element aus den Schulen verschwinden und ein total verwildertes Geschlecht heranwachsen werde" ... "insbesondere das Benehmen der Lehrer in Schule und Kirche und außerhalb derselben zu überwachen, keinen Umgang derselben mit anerkannt schlecht gesinnten Gemeindemitgliedern zu dulden, keinerlei Vernachlässigung derselben ungerügt zu belassen und nicht nur dem rechtschaffenen und

treuen Schulmanne mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, sondern auch den vergebens gemahnten und gewarnten, unverbesserlich schlechten Gelüsten sich hingebenden oder der Irreligiosität und Unkirchlichkeit verfallenen Lehrer ohne Schonung anzuzeigen, damit er augenblicklich unschädlich gemacht und von seinem Amte entfernt werden könne.“ - Soweit die regierungsamtliche Stellenbeschreibung des Schulinspektors.

Nardini bemüht sich in diesem Amt vor allem um die Qualität des Religionsunterrichtes und um die Erreichbarkeit und Zugänglichkeit des katholischen Religionsunterrichtes für alle katholischen Kinder. Er beklagt, dass die protestantischen Konfessionsschulen personell und finanziell durch die Stadt und den Staat gut ausgestattet sind, will er aber einen zusätzlichen Lehrer für eine katholische Schule, so wird ihm die Stelle regelmäßig verweigert mit der Begründung es bestehe ein “Mangel an disponiblen Mitteln”. Die Stadt behandle nur Kinder eines rein katholischen Elternpaares als katholische Kinder. Alle Kinder aus Mischehen, aus ungeklärten Verhältnissen und alle Waisenkinder würden von der Stadt von vornherein als protestantisch eingestuft, der protestantischen Konfessionsschule und dem protestantischen Religionsunterricht zugewiesen. Am 16. Juni 1857 schreibt er an das Bischöfliche Ordinariat: “Der protestantische Bürgermeister Gustav Diehl möchte die Katholiken bei jeder Gelegenheit als rechts- und gesetzlos behandeln. Er verhält sich so, als seien keine Katholiken in Pirmasens oder als sei er bloß Bürgermeister der Protestanten.” Rechtliche und faktische Gleichstellung der katholischen Kinder und der katholischen Schule war das Hauptziel des Schulinspektors Nardini. Aktivitäten im Sinne der regierungsamtlichen Stellenbeschreibung sind nicht bekannt.

IX.

Am 10. Mai 1858 teilt das Bischöfliche Ordinariat Nardini mit, “Bei der heutigen Eröffnung der Wahlzettel zur Einsetzung eines Dekans im Landkapitel Pirmasens sind die meisten Stimmen Ihnen zuteil geworden. Aufgrund dieser Vota (...) haben seine Bischöfliche Gnaden sich soeben bereit erklärt, Sie in das Amt des bischöflichen Dekans einzusetzen.” Nardini nimmt das Amt an und er nimmt es sehr ernst. Es ist ihm ein Anliegen, dass alle Priester seines Dekanates ordnungsgemäß ihre Pflicht tun.

Im Januar 1859 schreibt er dem Bischof einen persönlichen Brief, dass die Zustände in der Pfarrei Fehrbach unbedingt geändert werden

müssten, da dort alles religiöse Leben daniederliege. Und auf Aufforderung des Ordinariates berichtet er am 18. Juli 1859: "Ein längeres Verbleiben des Hochw. Herrn Pfarrers Stockmayer in Fehrbach kann nur von den schlimmsten Folgen für die in ihrem Kern zwar noch gute Gemeinde sein, deren heranwachsende Jugend aber in großer Unwissenheit und Gleichgültigkeit gegen das eine Notwendige und Heiligste heranreift." Pfarrer Stockmayer wird daraufhin vom Ordinariat aufgefordert, auf seine Pfarrei zu verzichten und tut dies auch umgehend. - Die Pfarrei Fehrbach wird daraufhin Nardini zur Mitverwaltung übertragen.

Ein anderer Problemfall ist Hauenstein. Nardini berichtet im August 1858, "dass Hochw. Herr Pfarrer Schmitt in Hauenstein sein Medizinieren und Doktorieren in einem Maße und einer Ausdehnung treibt, dass die Seelsorge in Hauenstein vernachlässigt wird. (...) Es wäre vielleicht an der Zeit, ihm Einhalt zu gebieten." Ein Gespräch Nardini's mit Pfarrer Schmitt bleibt offenbar ergebnislos. Pfarrer Schmitt wird am 30. Januar 1860 zwangsweise in den Ruhestand versetzt.

Der Pfarrer von Bruchweiler schreibt am 10. Oktober 1859 verzweifelt an das Bischöfliche Ordinariat: "Obgleich die Kirche zu Bruchweiler einen übergroßen Raum für die dortigen Bewohner bietet, so stellen sich diese in derselben doch in einer Weise auf, als wäre dieselbe für sie zu klein. Man verkriecht sich auf die Emporbühne hinter die Orgel, man stellt sich auf der Treppe und an den Wänden bei der Kirchentür auf und läßt die Kirchenstühle ziemlich leer. Es ist dieses Unterkriechen und Verstecken in den Winkeln einerseits der Ehrerbietung hinderlich, indem dasselbe dem Schwätzen, dem Bekriteln der Predigt und dem Schlafen in der Kirche Vorschub leistet, andererseits erschwert es dem Geistlichen, der ohnehin durch das Abhalten eines Binationsgottesdienstes angestrengt wird, das Predigen, da er dadurch veranlasst ist, seine Worte in eine große leere Kirche hineinzusprechen und genötigt ist, sein Organ übermäßig anzustrengen, wenn er bei der Predigt den in den Winkeln und Ecken der Kirche Umherstehenden verständlich werden will. Ich kann daher jene Unsitte auch nicht dulden und auch nicht aushalten, wenn ich meine sonst gute Brust nicht vor der Zeit verderben will. (...) Die Gefühllosigkeit und Rohheit der Bewohner von Bruchweiler-Bärenbach, welche meinem seligen Vorgänger sooft das Leben verbittert hat, erhält sich auch zu sehr, als dass ich die Hoffnung hegen könnte, es würden sich jene bald eines Besseren überzeugen lassen. (...) Ich ersuche nun das Hochwürdigste Bischöfliche Ordinariat dringend, in dieser

Angelegenheit entsprechend verfügen zu wollen, wobei ich mir nochmals die Bemerkung erlaube, dass ich es so nicht länger mehr dulden und aushalten kann, wie es in der Filialkirche zu Bruchweiler getrieben wird. Mit geduldigem Gehorsam, Karl Gründer, Pfr.”

Das Ordinariat beauftragt Dekan Nardini am 17. Oktober 1859 “über die Ursache jenes Betragens sichere Kunde einzuziehen und darüber uns einen erschöpfenden Bericht samt amtlichen Gutachten vorzulegen”. Wir wissen nicht, was Nardini daraufhin getan hat. Seinen erschöpfenden Bericht samt amtlichen Gutachten sendet er am 15. November an das Ordinariat. Es ist ein einziger Satz: “Die Störungen in der Kirche zu Bruchweiler betreffend. Mit Zurücksendung des Anliegenden kann ich der Bischöflichen Stelle mitteilen, dass (...) jetzt in der Kirche die vollkommen erwünschte Ordnung eingetreten ist. Eines Hochwürdigsten Bischöflichen Ordinariates ehrerbietigst gehorsamster Dekan. Nardini.”

X.

Nun werden Sie mit Recht fragen: Ja wo bleibt denn der Ordensgründer Nardini? In der Tat nimmt diese Thematik in dem für den Seligsprechungsprozess gesammelten Aktenmaterial vom äußeren Umfang her allein mehr als die Hälfte ein. Es ist in diesem Rahmen nicht möglich, den langwierigen, schwierigen, oft schmerzhaften Weg nachzuzeichnen, den Nardini diesbezüglich gehen musste, insbesondere aufgrund konfessionsbedingter Widerstände in Pirmasens und einer überkritischen, formalistischen und gelegentlich auch schikanösen Behandlung dieser Angelegenheit durch die Bayerische Bezirksregierung in Speyer und die Münchener Ministerien, besonders das Innenministerium. - Der Selige Paul Josef Nardini - ein Patron für alle, die jahrelang in den Mühlen der Bürokratie entnervt und zermahlen werden?

Doch Nardini`s sozial-caritatives Engagement begann ja nicht erst mit der Ordensgründung. In seinem Tagebucheintrag vom 17. Februar 1841, also während seiner Gymnasialzeit, finden wir erstmals einen Hinweis auf seine diesbezügliche Sensibilität: “Nach vollbrachter Mahlzeit machten wir um zwei Uhr einen Spaziergang, der sehr schmutzig ausfiel, indem nämlich der Schnee auf den Straßen eben vergangen war und dadurch der Boden sehr aufgeweicht wurde. Ein Anblick, der mich auf diesem Spaziergang besonders ergriff, war, wie die armen Leute eines nach dem anderen mit Lasten von Holz entweder auf dem Rücken oder

auf kleinen Schubkarren sich bis auf den Schweiß abmühten. Besonders (...) ein Mann der den Karren wegen der allzu großen Masse Holz bewegte, nicht lenken konnte, und dessen Gesicht von einer feurigen Hitze erglühte, endlich machte er Halt, nahm sein nicht gar sehr reinliches Sacktuch heraus, wischte sich den Schweiß ab, während ein kleiner Knabe, den er als Vorspann gebrauchte, sich an den Karren anlehnte. Und nicht ohne einen bedauernden Blick auf ihn zu werfen gingen wir an ihm vorüber.“

Doch entwickelt Nardini in den folgenden Jahren ein anderes Berufs- und Zukunftsbild. Er möchte sein: ein Führer im Kampf der Geister, der die Wahrheit der katholischen Kirche öffentlich zur Geltung bringt, die scheinbar klugen Gegner der Kirche widerlegt, der Kirche Respekt und Ansehen in der Öffentlichkeit verschafft und durch die Gewalt des Wortes die Menschen und die Gesellschaft auf einen besseren Weg bringt. Deshalb liebäugelt er auch mit einer publizistischen Tätigkeit und arbeitet ab 1848 bis zu seinem Tod intensiv zusammen mit dem ersten Schriftleiter des Pilgers, Domvikar Hällmeyer. Aber in Pirmasens angekommen sieht er sich vor eine andere Aufgabe gestellt und nach seinem Grundsatz “Wo ich bin, da bin ich ganz” packt er sie vorbehaltlos an. Und nie hat er seinen früheren Plänen nachgetrauert. Was davon blieb, war nur das, was für seine jetzige Aufgabe nützlich war: Sprachkompetenz und Öffentlichkeitsarbeit.

Nardini hat auch die kirchliche Armenpflege nicht erfunden. In vielen wohlhabenden Familien gehörte die Sorge um die Armen zum guten Ton. Viele Pfarrer seiner Zeit haben sich bis zum persönlichen Ruin verausgabt für die Armen. Aber Nardini sah: Das alles diente der Linderung, nicht der Beseitigung der Armut und schon gar nicht der Beseitigung von deren Ursachen. Er erkannte, dass sich strukturell etwas ändern musste: An die Stelle einer individuellen Hilfeleistung musste eine gemeinschaftlich organisierte, an die Stelle einer subjektiv motivierten, punktuellen Hilfeleistung musste eine verobjektivierte, kontinuierliche, stabile Hilfe treten, die nach und nach auch die Ursachen der Armut ausräumt vor allem durch Schulbildung und landwirtschaftliche oder handwerkliche Ausbildung und auch durch das Erlernen von Solidarität der Armen untereinander. Gerade letzteres wollte er im Orden und durch den Orden Armer Franziskanerinnen idealtypisch vorleben. Sein erster “Aufruf zur Hilfe für die Armen” im Pirmasenser Wochenblatt vom 29. November 1851 zeigt, dass ihm aus seinem früheren Mitgefühl für die Armen inzwischen eine Verantwortung und Gewissenspflicht erwachsen

ist, der er sich uneingeschränkt stellen will. - Der Selige Paul Josef Nardini - ein Vorbild der Disponibilität für den Willen Gottes, wie er im konkreten Auftrag des Bischofs, gerade an diesem Ort tätig zu werden und den Notschrei der Menschen dieses Ortes zu hören, für ihn zum Ausdruck kommt; denn ohne die Anweisung seines Bischofs, die entgegen den Wünschen und Protesten der Geinsheimer aufrecht erhalten wurde, wäre Nardini nie nach Pirmasens gekommen und hätte nie dieses Lebenswerk vollbracht.

Er bemüht sich, zwei bis vier Schwestern von dem 1849 in Niederbronn gegründeten Orden "Töchter vom Allerheiligsten Erlöser" zu bekommen, und bereitet die Pirmasenser Öffentlichkeit durch Zeitungsartikel behutsam darauf vor. Doch er erfährt einen massiven, ja gehässigen Widerstand. Wenn er nicht davon ablasse, katholische Ordensschwestern nach Pirmasens holen zu wollen, werde es ihm genauso ergehen wie seinem Vorgänger 1849, droht man ihm an. Bürgermeister Diehl fordert Aufklärung über dieses "unglaubliche Gerücht" und der protestantische Pfarrer äußert die Befürchtung, die katholischen Ordensschwestern könnten sich möglicherweise auch um kranke Protestanten kümmern und dann würde am Ende vom Krankenbett eines Pirmasenser Protestanten gar noch eine Kette geschlungen bis zum Papst in Rom. Doch Nardini weicht nicht. Am 22. März 1853 gründet Nardini einen Vinzentius-Verein, der noch in seiner Gründungsversammlung beschließt, als Anstellungsträger der Niederbronner Schwestern zu fungieren.

Im Juni 1853 kommen die ersten drei Schwestern, im Oktober 1853 mietet Nardini ein Häuschen für die Schwestern und etwa 20 verlassene Kinder; außerdem werden täglich 60, bald schon 200 weitere Kinder und Kranke gespeist. Der erste Winter ist ungewöhnlich hart. Hunger und Typhus bringen viele ins Grab. Auch die Schwestern erkranken und die Oberin trägt sich mit dem Gedanken, sie abzubrufen. Nardini will dem entgegenwirken, indem er die Wohn- und Arbeitsbedingungen der Schwestern verbessert. Er will ein eigenes Haus für sie und die armen Kinder. Im März 1854 erwirbt die Stadt ein Haus für Arme jeder Konfession und überträgt es den Protestanten. Hilfe für Nardini wird abgelehnt mit der Begründung, das nun vorhandene Haus reiche für alle Armen der Stadt, eine eigene katholische Einrichtung, wie Nardini sie vorhat, würde den konfessionellen Frieden gefährden. Am 20. November 1854 aber beschließt der Stadtrat, doch ein zweites Haus zu kaufen, denn es sei gut, wegen der großen Zahl der Armen und um des

konfessionellen Friedens willen auch ein katholisches Armenhaus zu haben. Die Auflagen, die damit verbunden sind, können jedoch von Nardini nicht akzeptiert werden. Er würde dadurch geradezu entmündigt, von seiner Konzeption bliebe nichts. Ohne Einvernehmen mit dem Stadtrat kauft er aus selbstgesparten und erbettelten Mitteln eine ehemalige Kaserne in der Alleestraße.

Der damit offen ausgebrochene Streit mit der Stadt wird aber bald von einem noch viel größeren überlagert. Der Regierungspräsident von Hohe betreibt die Ausweisung der Niederbronner Schwestern aus der ganzen Pfalz: "Wenn die Armenpflege in die Hände der Geistlichkeit überliefert wird, wird dadurch einerseits deren weltlicher Einfluss vergrößert, während andererseits eine ausschließlich geistliche Armenpflege gern Heuchler und Faulenzer erzieht", schreibt er nach München. Er behauptet, die Tätigkeit der Schwestern führe dazu, dass die Reichen mit dem Geld, das sie ihnen geben, sich vom eigenen Engagement für die Armen freikaufen. Außerdem schade es der Anhänglichkeit an den König, wenn die Wohltaten des Staates einem ganz verkommenen Proletariate durch Französinnen verteilt würden. Die Bezirksregierung bereitete sogleich polizeiliche Maßnahmen vor, um die Schwestern gewaltsam abzuschieben. Währenddessen protestierten die Pfarrer bei den Behörden, der Bischof beim König. Endlich am 29. Januar 1855 kommt aus München der Bescheid, "dass seine Majestät die Belassung der Töchter des allerheiligsten Erlösers in dem Regierungsbezirke der Pfalz (...) huldvollst zu gestatten geruht, jedoch unter dem Vorbehalte deren alsbaldiger Entfernung, sofern Gründe dafür gefunden werden."

XI.

Die Niederbronner Schwestern konnten also jederzeit ausgewiesen werden durch die Behörden, sie konnten jederzeit abberufen werden von der Oberin. Das war kein verlässliches Fundament für die Zukunft. Am 5. Januar 1855 schreibt Nardini an seinen Bischof: "Als ich an der Krippe kniete und um Kraft und Einsicht betete, wurde mir innere Klarheit geschenkt. Tiefe Freude und Zuversicht erfüllten mich, dass Gott alles recht machen werde." Er deutet seine Absicht an, einen eigenen Orden zu gründen, indem er darauf hinweist, dass jederzeit an die Stelle der Niederbronner Schwestern vier Pfälzer Jungfrauen treten können, denen sicher noch andere nachfolgen werden. Die ersten beiden stünden schon auf seinen Wink bereit. Aber auch wenn die Niederbronner bleiben, möchte er mit deren Hilfe Pfälzer Jungfrauen für die Kinder- und

Armenpflege heranbilden.

Der Bischof antwortet postwendend am 7. Januar 1855, für die Gründung eines neuen Instituts könne er sich noch nicht entscheiden. Er schlägt vor, mit der Oberin der Niederbronner Schwestern zu verhandeln mit dem Ziel, in Pirmasens ein eigenes Noviziatshaus ihres Ordens für Pfälzerinnen zu errichten; wenn dann eine hinreichende Anzahl von Schwestern vorhanden sei, könne man ihnen eine tüchtige Oberin geben und sie dann nach und nach von den Niederbronnern lösen und verselbständigen. Der Bischof selbst hatte nämlich nach jahrzehntelanger Sabotage aller anderen Pläne durch die Regierung gerade ein Jahr zuvor sein Institut der Armen Schulwestern nach dieser Methode vom Kloster St. Magdalena abgezweigt.

Eine Woche später, am 15. Januar, geht Nardini mit seinen eigenen Vorstellungen und mit diesem Vorschlag des Bischofs im Kopf in einem 8-Stunden-Marsch zu Fuß durch Eis und Schnee nach Niederbronn, wo er auf eine kompromisslose Oberin trifft: Entweder völlige Abhängigkeit von Niederbronn oder Abberufung der Schwestern aus Pirmasens. Außerdem hatte sie schon früher eine Bemerkung gemacht, die Nardini aufs tiefste verletzte: Wenn sie gewusst hätte, dass ein solches Elend in Pirmasens herrscht, hätte sie ihm gleich gar keine Schwestern gegeben. Für Nardini ist die Sache spätestens jetzt entschieden. Der ihn begleitende Pfarrer Georg Walle berichtet, als auf dem Rückweg das Kloster am Horizont entschwand, habe sich Nardini noch einmal umgedreht und mit feierlicher Stimme und prophetischen Ton gesagt: In Pirmasens wird nun ein Mutterhaus entstehen, nicht minder groß und nicht minder segensreich als dieses.

Gleich nach seiner Rückkehr, am nächsten Tag schon, berichtet Nardini dem Bischof schriftlich über das Ergebnis vom Vortag. In diesem Brief entwickelt Nardini nun schon deutlich seine Vorstellungen: "Schon seitdem ich Niederbronn kenne, ruht der Gedanke als eine heilige Idee in meiner Seele und hat mich immer und immer wieder beschäftigt, und ich glaube, dass gerade jetzt der geeignete Zeitpunkt ist, ihn zu realisieren. Wir wollen unsere Kongregation stellen besonders unter den Schutz der Heiligen Familie, weil sie erstens selbst eine heilige Familie bilden soll und die Heiligung der Familien besonders durch Kranken- und Armenpflege und Kindererziehung zu ihrem heiligen Zweck hat. Das tut ja in unserer Zeit allein not; haben wir unsere Familien wieder regeneriert, geheiligt im Geiste der Heiligen Familie, dann geht ja alles,

alles gut; darum wollen wir zum Werke schreiten im Namen Jesu, Maria und Josef, auf Gott vertrauen, und wir werden nicht zuschanden werden.“ “Wegen des Zeitlichen bin ich ganz unbesorgt. Gott hat uns sein Vertrauen gelehrt. Haben wir nur einmal den rechten Geist, für das andere sorgt der Herr unserer heiligen Kirche. Wir dürfen die Sache nur nicht so anfangen, dass wir gleich ein vollendetes Werk herstellen wollen, so ist ja nichts in der Kirche und die Kirche selbst nicht geworden, sondern es muss alles vom kleinen mit viel Arbeiten und Beten und Kämpfen sich entwickeln und die Feuerprobe des Kreuzes und Leidens als Siegel an sich tragen.“

Am 22. Januar 1855 kommt er zu einer mündlichen Besprechung nach Speyer. Der Bischof bleibt weiter vorsichtig und zurückhaltend. Er ist selbst ein gebranntes Kind. Er weiß aus eigener Erfahrung, welche Probleme der Staat machen wird beim Versuch einer Ordensgründung. Er führt auch gerade jetzt Verhandlungen mit dem Staat über eine feste Besoldung der katholischen Pfarrer nach dem Vorbild der schon seit Jahrzehnten bestehenden staatlichen Besoldung der protestantischen Pfarrer und noch weitere Verhandlungen mit dem Ziel, die Besetzung der Pfarrstellen aus der staatlichen Zuständigkeit in die kirchliche zu überführen. Beides möchte er zuerst unter Dach und Fach bringen. Deshalb mahnt er Nardini zur Geduld. Außerdem hatte er mit seinem Klerus, ja sogar unter Aufbietung namhafter Pfälzer Protestanten, den ganzen Winter über für den Verbleib der Niederbronner gekämpft und nun, da die Entscheidung des Königs auf Messers Schneide steht - sie erfolgte, wie erwähnt, dann eine Woche später am 29. Januar - will Nardini sie nach Hause schicken.

Als aber am 6. März 1855 ein Brief der Oberin von Niederbronn beim Bischof eintrifft, in dem der Vorschlag des Bischofs, in Pirmasens vorerst einmal ein eigenes Noviziat zu errichten, für eine absurde, ja hinterhältige Idee Nardini's gehalten und in Bausch und Bogen verworfen wird, ist definitiv klar, dass es auf diesem Weg nicht weitergeht. Wie aus einem späteren Schreiben des Bischofs an Nardini (7. September 1855) hervorgeht, hat er nach dieser negativen Nachricht aus Niederbronn die Absichten Nardini's gutgeheißen und abgesegnet, allerdings in der irrigen Meinung, Nardini sei vorerst damit zufrieden, die Armenpflege durch Mitglieder des 3. Ordens des Hl. Franziskus im herkömmlichen Sinn, d.h. durch eine spirituelle und caritative Bewegung im Geist des Hl. Franziskus ohne Ordenskleid und ohne Gelübde, ausüben zu lassen.

Nardini hat seinerseits am 2. März 1855 vollendete Tatsachen geschaffen. Er hat an diesem Tag einen Brief der Niederbronner Oberin erhalten mit der Nachfrage, ob er gewillt sei, unter den am 15. Januar dargelegten Konditionen die Schwestern zu behalten, oder ob sie die Schwestern abberufen solle. Nardini hat diesen Brief nicht mehr beantwortet, sondern noch am selben Tag aus eigenen Mitteln eine Kutsche bestellt und die Abreise der Niederbronner Schwestern organisiert. Nach der Abreise hat er zwei zum 40-stündigen Gebet anwesende Mitglieder des 3. Ordens, Barbara Schwarz aus Geinsheim und Juliane Michel aus Deidesheim, mit der Armenpflege betraut und ihnen Schwesternamen gegeben, Barabara Schwarz den Namen Agatha, Juliane Michel den Namen Aloysia. - Wahrscheinlich waren beide aber nicht erst zum 40-stündigen Gebet, sondern schon seit Wochen in Pirmasens, denn erstens hatten die Niederbronner Schwestern schon im Januar an ihre Oberin geschrieben, dass Nardini junge Frauen zusammen mit ihnen im gleichen Haus untergebracht habe, die mit ihnen das Ordensleben teilen sollten, und sie hatten angefragt, wie sie sich dazu verhalten sollten; und zweitens hatte Nardini ja schon in seinem Brief an den Bischof vom 5. Januar geschrieben, zwei Pfälzer Jungfrauen stünden schon auf seinen Wink bereit. Im gleichen Jahr 1855 kamen zu den beiden noch weitere 22 junge Frauen dazu, und als Nardini 7 Jahre später starb waren es 235, von denen aber 10 inzwischen schon verstorben waren.

Nachdem Nardini darauf beharrte, einen regelrechten Orden zu gründen, und zwei Visitationen in Pirmasens durchaus positiv ausgefallen waren, forderte der Bischof Nardini auf, Konstitutionen auszuarbeiten und zur Genehmigung vorzulegen. Nardini tat dies innerhalb von 4 Wochen und reichte sie am 29. Juni 1856 ein. Die Konstitutionen bestehen aus 149 Paragraphen. Der Bischof macht 103 Anmerkungen dazu, oft nur geringfügige, aber manchmal auch substantielle; letztere vor allem zur Angleichung an das geltende Ordensrecht, zum Schutz der subjektiven Rechte der einzelnen Schwester, zur Milderung der asketischen Anforderungen und zur Verringerung der vorgeschriebenen Frömmigkeits-übungen. Er bringt sozusagen Nardini's Radikalität auf Augenmaß. Mit diesen Änderungen versehen approbiert er die Konstitutionen der Armen Franziskanerinnen von der Heiligen Familie am 10. März 1857.

Es ist ein vielgepflegtes Klischee, wenn nicht gar ein unausrottbares Vorurteil, Neugründungen in der katholischen Kirche, vor allem solche sozialer Natur, könnten nur gegen den erbitterten Widerstand der kirchlichen Obrigkeit zustandekommen. Dieses Klischee zieht sich auch durch die Nardini-Literatur, ist aber vollkommen falsch. Der Bischof war Nardini von jeher persönlich sehr gewogen. Er schätzte Nardini und hat ihm immer Verständnis entgegengebracht. Beide verfochten gemeinsam Nardini's Ziel. Was dahin der bessere Weg sei, darüber waren sie gelegentlich vorübergehend unterschiedlicher Meinung. Auch wenn der Bischof unter vier Augen oder in Briefen Kritik an einer Vorgehensweise Nardini's übte, nach außen verteidigte er ihn stets ohne jede Einschränkung gegen Behörden, gegen Mitbrüder, gegen Presseorgane und ließ ihn durch Domvikar Hällmeyer im Pilger verteidigen. Nardini selbst hat die Interventionen des Bischofs immer als hilfreiche Korrektur, nie als Negation verstanden. Er war seinerseits bestrebt, jeden Schritt den er tat, seinem Bischof anzuvertrauen. Der Bischof war für ihn die Vertrauensperson schlechthin. Vieles vertraute er ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit an, z.B. Wer seine potenten Geldgeber in Unterfranken und in Bayern waren.

Von der mehr oder weniger formlosen Gründung der Armen Franziskanerinnen bis zu ihrer Bischöflichen Approbation dauerte es gerade einmal zwei Jahre; eine kürzere Prüfungszeit wäre eher unverantwortlich als wohlwollend gewesen. Der Bischof brachte Nardini von seinen Romfahrten Geschenke mit: Heiligenbilder, Rosenkränze, Reliquien. Unabhängig von der amtlichen Korrespondenz gibt er ihm immer wieder gute Ratschläge. In allen Auseinandersetzungen Nardini's mit dem Staat stellt sich der Bischof voll und ganz auf Nardini's Seite und warnt ihn vor falschen Problemlösungen, die der Staat Nardini anbietet. Am 2. Februar 1858, als sich Nardini in einer ausweglosen Situation gegenüber dem Staat sieht, übergibt er alle Verhandlungen in die Hände des Bischofs. - Aber gerade das hat zur Folge, dass im letzten Lebensjahr Nardini's ein Schatten auf die Beziehung beider fällt.

Mit Erlaubnis, ja auf Anregung des Bischofs fährt Nardini am 15. Februar 1859 wieder einmal nach München zum Kultusminister und Innenminister und lässt sich dort offenbar über den Tisch ziehen. Die Folge davon ist, dass am 14. Dezember 1859 nicht der Orden als Personengemeinschaft, sondern das Armenkinderhaus als Einrichtung die staatliche Anerkennung und Rechtspersönlichkeit erhält. Außerdem

legt Nardini im März 1860 in München Statuten vor, die an die neue Situation angepasst sind. Davon weiß der Bischof nichts. Erst im August erfährt man in Speyer aus einer Nebenbemerkung in einem Brief Nardini's, dass dieser in München neue Statuten vorgelegt hat. Der Bischof glaubt sich durch Nardini hintergangen. Nardini verteidigt sich, er habe gemeint, der Bischof als Hauptverhandlungsführer sei von München stets über alles unterrichtet worden. Und man habe ihm in München gesagt, durch das Armenkinderhaus kämen die Schwestern mittelbar auch in den Mitgenuss der Anerkennung und Rechtspersönlichkeit. In Speyer sah man deutlich, dass es so etwas wie einen "Mitgenuss" an Rechtspersönlichkeit nicht gibt, dass man Nardini damit nur geködert hatte und er darauf hereingefallen war. Die Schwestern waren nun staatlicherseits konzipiert als Dienstpersonal des Armenkinderhauses. Damit war ihrer Ausbreitung und ihrer Arbeit an anderen Orten und in anderen Aufgaben praktisch der Boden entzogen. Und tatsächlich gab es gleichzeitig eine Regierungsverordnung, welche vorsah, dass die Schwestern in ganz Bayern künftig nicht mehr als Gemeinschaft, sondern nur noch als einzelne private Dienstboten mit einem individuellen Arbeitsvertrag beschäftigt werden dürften. Was aber noch schlimmer war: Nardini hatte 1854, als er die Hoffnung hatte, die Stadt werde ihm ein Haus erwerben, seinen Vinzentiusverein, der Träger seines Armenkinderhauses war, zu einem Zweigverein des St. Johannis-Vereins erklärt (5. März und 7. Juli 1854 und 28. August 1855) und am 6. November 1854 sogar in das Kataster des St. Johannis-Vereins aufnehmen lassen. Der St. Johannis-Verein aber war ein simultaner staatlicher Verein, durch den der Staat die Armenpflege, die er als sein Monopol betrachtete, ausüben ließ. Damit waren die Schwestern nun rechtlich gesehen Dienstmägde des Armenkinderhauses in der Trägerschaft des St. Johannisvereins und somit dem staatlichen Armenpflegemonopol integriert. Der Staat schien sein Ziel erreicht zu haben. Doch "um dies zu verhüten", schreibt das Ordinariat am 28. Oktober 1860 an Nardini, "ist es aber unter allen Verhältnissen notwendig, dass Sie die Seiner Majestät überreichten Statuten vorlegen, damit die hierbei höchst wahrscheinlich unterlaufenen Missgriffe wieder gutgemacht und das Ganze zu einem ersprießlichen Ziele geführt werden kann." Doch Nardini hat in diesem Falle ganz gegen seine Gewohnheit vor der Einreichung der Statuten in München keine Abschrift davon gemacht. Verzweifelt versucht er, sie aus München zurückzubekommen. In München stellt man sich taub. Am 3. Oktober 1861 berichtet Nardini dem Ordinariat, dass er eigens nach München gefahren ist, um die Statuten zurückzuholen oder wenigstens eine

Abschrift machen zu können, man habe ihn aber abgewiesen mit der Begründung, "dass die ganze Angelegenheit seit längerer Zeit im Cabinet liege". - Zur gleichen Zeit, von Frühjahr bis Herbst 1861, gab es große Schwierigkeiten mit der Gründung einer Niederlassung in Kaiserslautern, weil der dortige Dekan Holderied sich auf die Seite der Gegner Nardini's geschlagen hatte. Die Auseinandersetzungen um das Vorgehen Nardini's in München verhinderten jedoch keineswegs, dass der Bischof und Nardini sich mehrmals berieten, wie in Kaiserslautern vorzugehen sei, und dass sich der Bischof wiederum öffentlich klar auf Nardini's Seite stellte.

XIII.

Was gab es nun inzwischen alles in Pirmasens? In einem vierseitigen Bericht, den wohl Nardini selber im Pilger vom 27. Januar 1861, also auf den Tag genau ein Jahr vor seinem Tod veröffentlichte, und in dem er gleichsam einen Rechenschaftsbericht gibt über alles, was er seit jener Eingebung an der Krippe an Weihnachten 1854 getan hat, zählt er auf: das Armenkinderhaus, das mehrmals erweitert werden musste; ein von franziskanischen Brüdern geführtes Haus zur Erziehung der erwachsenen Knaben und zur Ausübung des Feldbaues; das Mutterhaus der Schwestern, das mehrmals erweitert werden musste; eine Klosterkapelle; die Schule zur beruflichen Ausbildung der Schwestern; ein Konvikt für die begabteren Kinder zum Besuch der Lateinschule, in das aber auch wohlhabendere Eltern ihre Kinder schicken, so dass Nardini aus deren Kostgeld den Unterhalt für das Ganze bestreiten kann; Werkstätten zum Erlernen handwerklicher Berufe wie Schuster, Schneider, Weber, Schreiner und Maurer; eine Art Hauswirtschaftsschule für die Mädchen; eine Schule für weibliche Handarbeiten, die auch von Mädchen wohlhabender Familien aus der Stadt besucht wird; und ein kleines Altersheim, insgesamt 340 Personen.

Doch wem gehörte das alles? Im Herbst 1861 bedrängte das Bischöfliche Ordinariat Nardini mehr und mehr, eine klare Eigentumsregelung für die zahlreichen Immobilien, die sich inzwischen angesammelt hatten, zu finden. Den Kaufpreis für alle hatte Nardini persönlich entrichtet, wie aus den erhaltenen Quittungen hervorgeht.

Am 11. Dezember 1861 verfasste Nardini ein handschriftliches

Testament: Testament mit eigener Hand geschrieben, den elften Dezember eintausend-achthunderteinundsechzig infra Oct. Im. Conc. B.M.V. von Dr. Fr. Jos. Nardini, Pfarrer und Dekan in Pirmasens, sowie geistlicher Vorstand des Klosters der Armen Franziskanerinnen und deren Wohltätigkeitsanstalt dem Armenkinderhause dahier. Im Namen des dreieinigen Gottes - schenke und vermache ich all mein bewegliches und unbewegliches Vermögen, alles was ich erhalten, erworben und gekauft habe, dem hochwürdigsten Herrn Bischof von Speyer Nicolaus von Weis zum Eigentum. Sollte ich vor meiner Mutter sterben, so spreche ich mir den Wunsch aus, Hochderselbe möge Sorge tragen, dass sie in ihren alten Tagen keinen Mangel leiden darf. Dies habe ich Dr. Fr. Nardini mit eigener Hand geschrieben und unterschrieben im Jahr und Tag wie oben. Dr. Fr. Jos. Nardini, Dekan.

Mit diesem Testament wollte er wohl der wiederholten Aufforderung des Ordinariates nachkommen und die Eigentumsfrage, zumindest für den Fall seines Todes, auf eine möglichst einfache Art und Weise lösen. Er versiegelte das Testament und hinterlegte es bei seinen Dokumenten. Nach seinem Tod wurde es von seiner Mutter dem Bezirksgericht versiegelt übergeben. Das Ordinariat muss aber wohl über diesen Vorgang unterrichtet gewesen sein, denn nach der Abfassung dieses Testamentes fand in Speyer noch eine diesbezügliche Besprechung statt, in der man mit der getroffenen Regelung, einem privat errichteten handschriftlichen Testament, nicht zu Frieden war. Denn am 23. Dezember 1861 begibt sich Nardini mit zwei Zeugen zum Pirmasenser Notar Schelf und am 26. Dezember, also einen Monat vor seinem Tod, schreibt Nardini an den Generalvikar: "Um das Bedenken zu heben, welches mit Recht wegen der Besitzungen der Armen Franziskanerinnen bei der letzten Beratung im Kabinette des Hochw. Herrn Bischofs erhoben wurde, habe ich den hier anliegenden Rektifikationsakt notärisch verbuchen lassen, so dass also jetzt alles auf den Namen des Schwesternhauses der Armen Franziskanerinnen dahier verschrieben ist. Es konnte dies geschehen, weil es von mir selbst noch geschah." Die Anzahl der so überschriebenen Immobilien beläuft sich auf insgesamt 26.

Gleich am Tag nach Nardini's Tod schickte der Bischof Domkapitular Molitor nach Pirmasens, um das Erbe zu regeln. Die notarielle Verfügung vom 23. Dezember wurde vom Nachlassgericht nicht anerkannt, da das Schwesternhaus der Armen Franziskanerinnen keine Person des

staatlichen Rechtes war. Das handschriftliche Testament vom 11. Dezember dagegen wurde als rechtsverbindlich anerkannt, aber nicht in dem Sinne dass der Bischof von Speyer oder gar der Bischöfliche Stuhl Erbe war, sondern die Privatperson Herr Nicolaus von Weis war Erbe der 26 Immobilien. Somit aber hatte die leibliche Mutter Nardinis, Margaretha Lichtenberger, die zusammen mit ihrer Stiefmutter, Katharina Margaretha Lichtenberger, der 5. Frau ihres Vaters, im Pfarrhaus in Pirmasens wohnte, ein Anrecht auf das Pflichtteil von einem Viertel des Vermögens. Sie war damals 65 Jahre alt und hatte zum ersten Mal in ihrem Leben die Gelegenheit etwas Eigenes zu besitzen. So ist es verständlich, dass sie zunächst nicht verzichten wollte. Aber wie hätte es dann mit Nardinis` Werk weitergehen sollen? Domkapitular Molitor begann mit ihr zu verhandeln. Nach mehreren Tagen war sie schließlich zu einem Verzicht bereit und erhielt dafür aus Mitteln der Diözese eine lebenslange Rente von 350 Gulden jährlich, die gesamte Pfarrhauseinrichtung außer der Bibliothek Nardinis` und ein lebenslanges unentgeltliches Wohnrecht in einem Haus aus der Erbmasse. Der Bischof selbst ging gleich am 1. Februar in Speyer zum Notar und setzte seinerseits Domkapitular Molitor zu seinem Erben für alle Nardini-Immobilien ein, damit das Werk Nardinis` auch im Falle seines Todes weitergehen konnte. Nach Nardinis` Tod setzte der Bischof die Verhandlungen mit der Regierung in München fort und erreichte noch 1862 die staatliche Anerkennung der Schule zur Ausbildung der Schwestern und 1864 die staatliche Anerkennung der Armen Franziskanerinnen von der Heiligen Familie als Orden. Aber die so genannten Korporationsrechte, d.h. die Verleihung staatlicher Rechtspersönlichkeit und damit verbunden die Besitz- und Erbfähigkeit erhielt der Orden erst 1893. Bis dahin musste das Ordensvermögen, alle Immobilien und Einrichtungen, jeweils von einer verlässlichen Privatperson getragen und an die nächste weitergereicht werden.

XIV.

Am 27. Januar 1862 vormittags um viertel vor elf starb Paul Josef Nardini mit den Worten "Jesus - Maria - Josef", wobei er den letzten Namen nicht mehr zu Ende sprechen konnte. Zuvor hatte er noch die Worte des eucharistischen Hochgebetes bis zur Wandlung gesprochen. Dass er drei Tage später nicht auf dem Friedhof, sondern mit oberhirtlicher und staatlicher Genehmigung vor dem Altar der Schwesternhauskapelle beigesetzt wurde, zeigt, dass man der Überzeugung war, den Leichnam eines heiligmäßigen Menschen zu bestatten. Der Beichtvater der

Schwestern, Michael Wittmann, hat einen Bericht über die letzten Lebenstage und über das Streben Nardini's niedergeschrieben, der ergreifend zu lesen ist. Er scheint mir fast zu intim und zu sakral zugleich, um ihn vorzulesen. Ich zitiere statt dessen zum Abschluss aus dem Nachruf der Trierer Sonntagszeitung Eucharius vom 16. März 1862: "Der Verstorbene war klein und nicht stark von Person. Er hatte noch eine gewisse italienische Färbung. Unter den großen Mühen seines Wirkens war er früh gealtert. Er war ein tiefblickender Geistesmann, der gleichmäßig auf gesunde Lehre und gesunde Frömmigkeit hielt. Krankhaftes, überspanntes und verkehrtes Wesen war ihm zuwider. Mit seinen tüchtigen wissenschaftlichen Kenntnissen verband er einen großen praktischen Verstand. Seine Demut und Bescheidenheit taten jedem wohl. Wenn es sich aber um Grundsätze handelte, trat der klare entschiedene Mann hervor. Er gehörte in jeder Beziehung zu den Zierden der katholischen Priesterschaft. Sein Andenken wird in Ehren und Segen unter uns fortleben."

Vorstehender Vortrag wurde am 10.10.2006 beim Pastoraltag gehalten. Die Angaben zum leiblichen Vater von Paul Josef Nardini sind durch neuere Erkenntnisse zu korrigieren. Mit großer Sicherheit kann inzwischen gesagt werden:

Der Vater von Paul Josef Nardini war der am 25.07.1787 in Prag geborene Joseph Zocky. Er beschritt die militärische Laufbahn und war während der napoleonischen Kriege Offizier im österreichischen „Sappeurcorps“ (Späher) und „Ingenieurcorps“ (Pioniere). 1814 wurde er für Tapferkeit mit dem österreichischen Leopold-Orden ausgezeichnet. 1815 wurde er zum Hauptmann befördert. 1818-1820 hielt er sich in Germersheim auf, 1821-1823 in Landau, als Mitglied einer Militärkommission des Deutschen Bundes (Einigungsbestrebung der süddeutschen Staaten unter Führung Österreichs) zur Begutachtung der Festungen. 1823-1825 war er Mitglied der Bundesmilitärkommission in Frankfurt am Main (Sitz der Institutionen des Deutschen Bundes). 1827 wurde er beauftragt mit der Begutachtung der Bundesfestung Luxemburg. Danach war er bis 1830 Mitglied der Festungsbaudirektion in Mainz. 1830 wurde er zum Major befördert und war bis 1848 wieder Mitglied der Bundesmilitärkommission in Frankfurt am Main. 1838 wurde er zum Oberstleutnant, 1844 zum Oberst befördert. Für die vom Paulskirchenparlament 1848 beabsichtigte Reichsgründung (die dann nicht zustande kam, weil der preußische König Friedrich Wilhelm IV. die

beabsichtigte Verfassung und die für ihn vorgesehene Kaiserkrone ablehnte) war er vorgesehen als stellvertretender Militärminister. Nach dem Scheitern der Reichsgründung wurde er 1848 Festungsbaudirektor in der Lombardei mit Sitz in Verona (wodurch wohl die früher gehegte Meinung entstand, er habe aus Verona gestammt). Am 20.12.1848 wurde er pensioniert als Generalmajor, aber 1849 wieder reaktiviert als Festungskommandant in Alto-Gradisca. Am 07.01.1860 wurde er vom österreichischen Kaiser geadelt und hieß nun Joseph Zocchi de' Morecci. Er wurde ausgezeichnet mit dem Königlich-sizilischen St. Ferdinand- und Verdienst-Orden und mit dem Päpstlichen Christus-Orden (den normalerweise nur Staatsoberhäupter erhalten), vermutlich für seine Verdienste um den Festungsbau im Königreich Neapel und im Kirchenstaat. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er überwiegend in Frankfurt am Main, wo er die längste Zeit seines Lebens tätig war und wo er laut „Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst“ 59 (1985) möglicherweise auch verheiratet war. Zwischen 1842 und 1858 war er mindestens 4 Mal Kurgast in Bad Ems. Er starb am 03.01.1880 in Frankfurt-Bockenheim und wurde auf dem dortigen Friedhof beerdigt. Ob Paul Josef Nardini wusste, wer sein Vater war, lässt sich nicht feststellen. Vermutlich aber wusste man am Kaiserhof in Wien, dass Nardini der Sohn von Zocky war; anders lässt es sich kaum erklären, dass man am Kaiserhof so wohlwollendes Interesse für das Werk Nardinis hegte, ihn empfing und immer wieder reichlich mit Spenden und Geschenken versah.